Archiv

für

systematische Philosophie

in Gemeinschaft mit

Wilhelm Dilthey, Benno Erdmann, Christoph Sigwart, Ludwig Stein und Eduard Zeller

herausgegeben

von

Paul Natorp.

Neue Folge
der
Philosophischen Monatshefte.
I. Band.

Berlin.
Verlag von Georg Reimer.
1895.

Ueber eine Beziehung der Selectionslehre zur Erkenntnistheorie

Von

Georg Simmel

Es ist längst die Vermutung ausgesprochen, dass das menschliche Erkennen aus praktischen Notwendigkeiten der Lebenserhaltung und Lebensfürsorge entsprungen sei. Die allgemeine Voraussetzung dabei ist die, dass eine objective Wahrheit besteht, deren Inhalt von den praktischen Interessen des Subjects unbeeinflusst ist; nur dass wir sie ergreifen, dass unser Vorstellen sie verwirklicht, geschieht auf Grund der Nützlichkeit, welche das Vorstellen des Wahren vor dem des Irrtümlichen voraushat. Diese Vorstellung ist den verschiedensten erkenntnistheoretischen Schulen gemeinsam: dem Realismus, für den das Erkennen ein unmittelbares Aufnehmen und Abspiegeln einer absoluten Realität ist, wie dem Idealismus, der die Erkenntnis durch apriorische Denkformen bestimmen lässt. Denn auch für diesen ist der Inhalt des richtigen Erkennens durch das Verhältnis dieser Formen untereinander bezw. zu einem transcendenten Factor objectiv präformirt; die Erkenntnis verhält sich zu diesen Elementen wie der Schlusssatz zu den Prämissen, in denen er gewissermaassen latent liegt. Die Wirkung des Nützlichkeitsprincips oder irgend eines anderen, das uns zum Erkennen treibt, hat demnach auf den Inhalt dieses Erkennens gar keinen g e s t a l t e n d e n Einfluss, sondern bewirkt nur, dass derselbe, der nur so und nicht anders sein kann, psychisch realisirt wird — wie die Nützlichkeit wohl bewirken kann, dass wir eine Rechnung ausführen, aber nicht, dass wir ein anderes Resultat aus ihr gewinnen als es in den objectiven Verhältnissen ihrer Factoren begründet liegt, mögen wir es nun ziehen oder nicht; wobei diese Factoren, wie gesagt, ebenso gut als äusserlich empirische, wie als apriorisch-ideale gefasst werden

können. So kann scheinbar das Ziel der psychischen Selection auf jeder erkenntnistheoretischen Grundlage ausgedrückt werden als Parallelität des Denkens mit der Objectivität, weil dies die einzige Sicherheit sei, dass nicht die auf das Denken gebaute Praxis mit der harten Wirklichkeit der Dinge collidire und so eine sehr unliebsame Correctur erfahre. Von den Gedanken stellt sich der Dichter vor, dass sie leicht bei einander wohnen, während sich die Dinge hart im Raume stossen; indem wir doch aber selbst zugleich im Praktischen gewissermaassen Dinge im Raum sind, lehrten uns sehr bald die Rückwirkungen, die seitens der anderen Dinge unserem Handeln folgen, jene Leichtigkeit der Gedanken zu beschränken, sobald diese die Grundlage des Handelns werden. Wenn also auch wirklich innere Nützlichkeit und rein psychologische Gesetze die ausschliesslichen Factoren der Ausbildung des Denkens sind, so müssen sie doch im Resultat wenigstens dasselbe vorstellen und leisten, wie eine objective Abspiegelung der Realität. Weil nur der wahre Gedanke die Grundlage des lebensförderlichen Handelns sein könne, müsse die Wahrheit des Vorstellens ebenso gezüchtet werden, wie etwa die Muskelkraft. Dieser plausiblen Hypothese gegenüber möchte ich nun fragen, ob man für die in ihr enthaltene Zweiheit: einerseits die praktischen vitalen Bedürfnisse, andrerseits die ihnen gegenüberstehende, objectiv erkennbare Welt — ob man für diese nicht ein einheitliches Princip finden könnte; ob nicht diese beiden anscheinend gegenseitig unabhängigen Elemente, die äussere Realität und die subjective Nützlichkeit, die erst auf der Grundlage des Erkennens jener in ein Verhältnis zu setzen seien, sich schon in einer tiefer gelegenen Wurzel begegneten.

Wenn man sagt: unsere Vorstellungen müssen wahr sein, damit das auf sie gebaute Handeln nützlich sei — so haben wir also insofern für die Wahrheit unserer Vorstellungen keinen anderen Beweis, als eben die wirkliche Förderung, die wir durch das auf sie gebaute Handeln erfahren haben. Ist es also wirklich nur die Nützlichkeit, die das richtige Denken züchtet, so ist dessen Richtigkeit, d. h. Uebereinstimmung mit einer ideellen oder materiellen Wirklichkeit, nur durch einen Schluss von der Wirkung auf die Ursache erkennbar. Ist das Erkennen freilich erst ein selbständiges Gebiet mit ausgebildeten Kriterien geworden, dann

entscheidet es nach diesen letzteren unmittelbar und rein theoretisch über Wahrheit oder Falschheit der einzelnen Vorstellung; ob aber diese Kriterien selbst, d. h. das Ganze unsres Erkennens überhaupt wahr oder falsch ist, das ist, unsrer Voraussetzung gemäss, nicht wieder theoretisch auszumachen, sondern nur nach der Nützlichkeit oder Schädlichkeit des daraufhin erfolgenden Handelns. Man könnte also vielleicht sagen: es giebt gar keine theoretisch gültige „Wahrheit", auf Grund deren wir dann zweckdienlich handeln; sondern wir nennen diejenigen Vorstellungen wahr, die sich als Motive des zweckmässigen, lebenfördernden Handelns erwiesen haben. Damit wäre der oben betonte Dualismus beseitigt; die Wahrheit der Vorstellungen beruhte nicht mehr auf ihrer Uebereinstimmung mit irgend einer Wirklichkeit, sondern sie wäre diejenige Qualität der Vorstellungen, welche dieselben zur Ursache des günstigsten Handelns machte; wobei es ganz unausgemacht bleibt, ob der Inhalt solcher Vorstellungen eine Aehnlichkeits- oder andere stetige Beziehung zu einer objectiven Ordnung der Dinge besitzt. Die Frage hierbei ist nur, ob der Wahrheitsbegriff es verträgt, die dem Vorstellen gegenüberstehende Objectivität abzustreifen, — mag man sich diese im Sinne des transcendentalen Realismus oder des Lotze'schen ideellen „Geltens" oder in der rein empirischen Bedeutung denken, die auch jeder Idealismus bestehen lässt. — Denn damit giebt er allerdings seine Selbständigkeit auf: die Wahrheit ist nicht mehr eine nach theoretischen Kriterien festzustellende Beschaffenheit der Vorstellungen, welche erst als fertige zur Grundlage des zweckmässigen Handelns dienten; sondern von den unzähligen auftauchenden Vorstellungen werden diejenigen durch natürliche Auslese bezeichnet und erhalten, welche durch ihre weiteren Folgen sich als nützlich erweisen, und das Wort: wahr — zeigt nichts anderes an, als eben diese regelmässige, praktisch günstige Folge des Denkens.

Wenn die gewöhnliche Vorstellung daran festhält, dass das Denken zunächst eine selbständige Wahrheit haben müsse, damit man den Erfolg des Handelns vorausberechnen könne, so hängt sie dabei von dem allenthalben auftauchenden Vorurteil ab: dass die Ursache eine morphologische Gleichheit mit der Wirkung besitzen müsse. Handelt man auf die Vorstellung einer äusseren Realität

hin, die durch dieses Handeln zu zweckmässigen, bestimmt gewollten Reactionen auf uns veranlasst werden soll, so scheint diese Vorstellung doch das adäquate Bild dieses äusseren resultirenden Geschehens und des Weges zu ihm enthalten zu müssen, da sonst nicht, als Folge ihrer, eben dieses, sondern irgend ein anderes äusseres Geschehen realisirt werden würde. Allein hier ist Folgendes zunächst für die erste Stufe des Handelns zu erwägen.

Die Vorstellung der Bewegung, die ich beabsichtige, und die auch wirklich schliesslich eintritt, erzeugt doch nicht unmittelbar diese Realisirung ihrer, sondern einen ganz anderen Nerven- bezw. Muskelvorgang, der und dessen Form überhaupt nicht ins Bewusstsein fällt und der erst seinerseits durch weitere Causalprocesse jenes vorgestellte Endziel realisirt. Kein Willensvorgang erzeugt also an und für sich eine Wirkung, die seinem Inhalt morphologisch gleich wäre, sondern eine völlig abweichende; diese wird von einer weiteren mechanischen Verkettung aufgenommen, welche durch mannigfaltige Umsetzungen hindurch dann erst die sichtbar entsprechende Realisirung jenes Willens hervorbringt. Und diese Realisirung des Willens bedeutet doch nur, dass er irgend einen äusseren Vorgang veranlasst, der seinerseits auf das Subject zurückwirkend in diesem die Vorstellung der Verwirklichung des Willensinhaltes bezw. der Befriedigung des Willens auslöst. Wenn wir uns die vielgliedrige Willenshandlung also von einer Vorstellung ausgehend, auf sie gegründet denken, so ist es keineswegs die Wirkung dieser letzteren, ein ihr inhaltlich entsprechendes, morphologisch mit ihr sich deckendes Gebilde zu erzeugen. Dass der Wille seinen Zweck erreicht, dass er die Triebe und Bedürfnisse des Subjects befriedigt, hängt also nicht daran, dass die Vorstellung, von der er ausgeht, sich inhaltlich mit der Realität deckt, auf die er sich richtet; sie muss vielmehr nur eine Kraft entwickeln, die, durch die mannigfaltigsten Umsetzungen der geistigen, körperlichen und unorganischen Welt hindurch schliesslich in ein subjectiv befriedigendes oder objectiv förderliches Resultat ausläuft. Jene fundamentalen Vorstellungen brauchen dabei so wenig in dem gewöhnlichen — und auch vom Idealismus bedingungsweise zugelassenen — Sinne „wahr“ zu sein, d. h. eine Aehnlichkeit mit den empirisch äusserlichen Verhältnissen, die sie gestalten, zu haben, wie die Manipulationen am

Telegraphenapparat eine Aehnlichkeit mit den Worten haben, deren Niederschrift sie schliesslich an der anderen Station veranlassen. Oder anders ausgedrückt: die Vorstellungen, welche unser Handeln bestimmen, üben ihre Wirkungen nicht gemäss ihrem Inhalt, sondern gemäss der realen psychologischen Kraft, die sie einzusetzen haben. Nicht die Vorstellung, so könnte man sagen, wirkt, sondern das Vorstellen. Die Vorstellung, die sich als bestimmter Inhalt dem Bewusstsein kundgiebt, ist ein letztes Entwicklungsresultat des inneren Processes; in der bestimmten, bewussten Vorstellung erreicht das Vorstellen sein Ende, und was weiter darüber hinaus wirkt, ist nicht dieser Inhalt, sondern die Kraft, die ihn trägt, der dynamische Vorgang, von dem er nur die auf noch unerklärte Weise ihm angeschweisste Bewusstseinsseite ist. Wenn ich z. B. sage, die Vorstellung *M* habe die Wirkung, die mit ihr associirte Vorstellung *N* ins Bewusstsein zu rufen, so wird damit der gesetzmässige Verlauf eines inneren Vorgangs bezeichnet, von dem zwei Stationen als *M* und *N* in das Bewusstsein emportauchen; der vorgestellte Inhalt *M* selbst wirkt nicht weiter, sondern nur das Vorstellen seiner. *M* als fertige, mit ihrem Vorgestelltwerden abgeschlossene Bewusstseinserscheinung, ist vielmehr das Anzeichen dafür, dass demnächst *N* auftauchen wird, als die wirkende Ursache desselben; es weist nur darauf hin, dass diese letztere vorhanden sei. Damit also, dass das Handeln, das die Wirkung von Vorstellungen ist, praktisch günstige Erfolge hat, ist noch keine bestimmte Qualification des Inhalts dieser Vorstellungen präjudicirt. Sie können vielmehr als reale psychologische Kräfte, in physiologischen und physischen Umsetzungen, Wirkungen auf die Aussenwelt üben, deren Erfolg absolut keine stetige oder principiell zu fixirende Function desjenigen Verhältnisses ist, das zwischen ihren Inhalten — dem logischen Bewusstsein ihrer — und jener empirischen Aussenwelt besteht. Dies Verhältnis mag ein Sich-Decken sein, also dem hergebrachten Begriff der „Wahrheit" entsprechen, oder nicht; in keinem Fall braucht dies über die Richtung zu entscheiden, die das reale Weiterwirken der Vorstellungshandlung als solcher einschlägt; durch jene Scheidung zwischen dem inhaltlichen oder ideellen und dem dynamischen Sinne der „Vorstellung" wird eine Möglichkeit gegeben, ihre Nützlichkeits-

wirkungen von der Bindung an die inhaltliche Uebereinstimmung mit der Objectivität, auch der ganz ideal gedachten, zu lösen.

Ich meine also dies: unter den unzähligen psychologisch auftauchenden Vorstellungen sind einige, die durch ihre Wirkungen für das Handeln des Subjects sich als nützlich, lebenfördernd für dieses erweisen. Diese fixiren sich auf den gewöhnlichen Wegen der Selection und bilden in ihrer Gesammtheit die „wahre“ Vorstellungswelt. Wenn wir uns durch Kant schon darüber klar waren, dass die richtige Erkenntnis der Dinge nicht durch ihre direkte Abspiegelung im Geiste zustande kommt; dass also die Wahrheit, auch in ihrer Vollendung, ihr Kriterium nicht an dem metaphysischen Parallelismus mit einer absoluten Objectivität findet; so ist die Frage: welches ist nun ihr Kriterium, was bewirkt es, dass von allen Vorstellungen überhaupt einige wahr, andere falsch genannt werden? Ein immanentes Verhältnis unter ihnen muss es sein, da sie nicht über sich hinaus können, innere Uebereinstimmung, Harmonie der einzelnen Vorstellung mit der Gesammtheit des Weltbildes. Allein auch diese Uebereinstimmung der Einzelheiten untereinander ist doch nicht ein mechanisches Sichdecken, wie von zwei congruenten Figuren, sondern setzt wenigstens Axiome voraus, nach denen Uebereinstimmung oder Widerspruch entschieden wird. Dass diese Axiome selbst aber im theoretischen Sinne „wahr“ seien, ist offenbar nicht wieder theoretisch erkennbar, da die letzten Fundamente eines Gebietes ja nie innerhalb, sondern, wenn überhaupt, nur ausserhalb desselben begründet werden können; die Axiome der Geometrie sind nicht auf geometrischem, die Grundbegriffe des Rechts nicht auf juristischem Wege nachzuweisen, etc. Der einzelne mathematische Satz ist „wahr“, insofern er auf andere zurückführbar ist; die Wahrheit der Axiome, an denen diese Zurückführung mündet und die das Ganze tragen, ist selbst keine mathematische. Daher kann man sagen: mathematische Wahrheit bestehe nur zwischen den einzelnen Sätzen der Wissenschaft, die Wissenschaft als Ganzes aber, insofern sie von ihren Axiomen getragen werde, sei nicht in demselben Sinne wahr, wie ihre einzelnen Bestandteile. So findet überhaupt beweisbare Wahrheit immer nur zwischen einzelnen Erkenniselementen und nach Annahme gewisser erster Thatsachen

und Principien statt; das Ganze der Erkenntnis überhaupt ist deshalb nicht in der gleichen Bedeutung wahr, wie die Einzelheiten innerhalb seiner, da es nichts Theoretisches sich gegenüber hat, woran seine Wahrheit sich erweisen könnte, bezw. im Verhältnis zu dem es „wahr“ wäre. Und da nun das eigentümliche Verhältnis besteht, dass die Vorstellungen, welche den Wahrheitskriterien entsprechen, die Grundlagen und Ursachen des nützlichen Handelns sind, so wird man als das Wahrscheinlichste vermuten können, dass aus der Thatsache dieser Nützlichkeit ihrer weiteren psychologischen und physischen Wirkungen sich der Begriff ihrer besonderen Dignität, die wir Wahrheit nennen, gebildet habe. Die Wahrheit, die für die Grundlagen und das Ganze der Vorstellungswelt nicht mehr in theoretischen Qualitäten derselben liegen kann, findet den „Gegenwurf“, der sie legitimirt, oder richtiger, als solche schafft, in der Nützlichkeit, die sie als Ausgangspunkt praktischen Handelns besitzt.

Diese Begründung der Wahrheit auf die Nützlichkeit — nicht nur ihrer Aneignung, sondern ihrem Inhalte und Wesen nach — wird weiterhin durch einen Blick auf untermenschliche physisch-psychische Organisationen wahrscheinlich gemacht. Die Sinnesvorstellungen der Tiere, mit denen sie auf die Einwirkungen der Aussenwelt antworten, müssen vielfach von den unseren aufs stärkste abweichen. Zweifellos haben manche Tiere Sinnesempfindungen, die uns völlig fehlen — das beweisen sowohl gewisse ihrer Handlungsweisen, als auch die Auffindung von Nervenapparaten, zu denen wir kein Analogon besitzen; anderen fehlen ebenso zweifellos manche Sinne, die uns eigen sind; bei anderen wieder ist die Schärfe der qualitativ gleichen Empfindungen grösser oder geringer als bei uns. Die Ursache dieser Verschiedenheit kann keine andere sein, als dass für die eine Tierart diese, für die andere jene Art der Sinnesausstattung die nützlichste, ihren Lebensbedingungen angepassteste ist. Nun aber können aus so verschiedenem Material unvermeidlich nur ganz verschiedene Weltbilder hervorgehen. Die Vorstellungen vom Seienden, die die Tiere sich bilden, sind also in ihrer Verschiedenheit durchaus von ihren subjectiven Lebenserfordernissen bedingt. Zweifellos aber giebt es auch für sie, innerhalb ihres Anschauungskreises, einen Unterschied zwischen Wahr und Falsch, wir haben genug Beweise dafür, dass auch Tiere Sinnestäuschungen, corrigirbaren

Irrtümern unterliegen. Eine Correctur kann doch aber für sie nicht bedeuten, dass die falsche Vorstellung in eine absolute Wahrheit, sondern nur, dass sie in die für das betreffende Tier normale Vorstellung verwandelt werde. Für das Tier ist diejenige Vorstellung die wahre, auf die hin es sich in der für seine Umstände günstigsten Weise verhält, weil eben die Forderung dieser Verhaltungsart selbst die Organe gebildet hat, die sein Vorstellen überhaupt formen. Die tiefe Verschiedenheit der thatsächlich vorliegenden Sinneswelten beweist, dass es vielerlei solche Wahrheiten geben muss. Aus dieser Variabilität der Wahrheit gemäss der Variirung der Praxis wird klar, dass wohl auch wir keine selbständige Wahrheit besitzen dürften, die den Forderungen der Praxis gegenüberstände und zu der diese erst nachträglich in irgend ein Verhältnis gesetzt würde — sondern dass auch bei uns jene Forderungen die Kraft besitzen, vermittels der Gestaltung unserer physisch-psychischen Organisation das zu bestimmen, was uns Wahrheit heissen soll. Dass auch Vorstellungen, die wir später als irrtümlich beurteilen, uns nützlich sein, d. h. zu nützlichen Handlungen veranlassen können, hängt einfach so zusammen, dass unsere Interessen angesichts der Complicirtheit unseres Wesens oft gegeneinander widerspruchsvolle sind. Als Irrtum gilt diejenige, welche nicht auf die Dauer bestehen kann, durch Vorstellungen verdrängt wird, deren Annahme für unsere überwiegenden und dauernden Interessen die zweckmässigere ist.

Von dem hiermit vorgeschlagenen Standpunkt aus löst sich eine Schwierigkeit, die selbst eine noch als idealistisch zu bezeichnende Theorie in dem Verhältnis zwischen Vorstellen und Handeln finden muss. Wenn nämlich schon zugegeben wird, dass das Vorstellen ganz und gar durch die specifischen Energieen der psychischen Organe bestimmt ist und an die Realität der Dinge an sich nicht heranreicht, so scheint doch das Handeln in einem engeren Verhältnis zu diesen zu stehen. Denn im Handeln gewinnen wir eine bestimmende Beziehung zu derjenigen Realität der Objecte, die uns eben im Erkennen nur durch die subjectiven Vorstellungsformen hindurch erscheint. Mag man dies nun so ausdrücken, dass wir im Wollen und Handeln selbst Dinge an sich sind, oder mag man den fraglichen Unterschied als relativen selbst in das

Gebiet der Erscheinung eingliedern — er bleibt jedenfalls insofern bestehen, als wir im Handeln diejenige Wirklichkeit selbst mitbestimmen, deren Rückwirkung auf uns erst wieder zum Gegenstand einer Erscheinung wird; jedenfalls nicht in ganz demselben Sinne ist die Welt uns als Handelnden Erscheinung, wie sie es uns als Vorstellenden ist. Wir haben also einerseits theoretische Vorstellungen, von denen wir wissen, dass sie nicht die reine Objectivität der Dinge, sondern nur ein subjectives Phänomen ihrer geben — und setzen uns andrerseits auf Grund solcher Vorstellungen in ein praktisches, nicht — oder wenigstens nicht in demselben Sinne — phänomenales Verhältnis zur Realität. Und dennoch erfüllt dieses Verhältnis im Ganzen unsre Erwartungen seines Erfolges und ist der Erhaltung und Förderung unserer Existenz günstig. Hierin liegt offenbar eine Uebereinstimmung zweier Factoren ganz verschiedenen Wesens und Ursprungs vor, die ein nicht geringeres Rätsel aufgiebt, als der von Descartes entdeckte Dualismus von Denken und Ausdehnung. Wie dieser in eine prästabilirte Harmonie zwischen den Substanzen der Innenwelt und der Aussenwelt auslief, so scheint hier eine gleiche zwischen den Functionen des Vorstellens und des Handelns zu bestehen; denn die letzteren werden auf die ersteren gegründet und bringen, wenn jene Vorstellungen wahre sind, in einer bestimmten förderlichen Richtung liegende Resultate hervor, obgleich auch die wahren Vorstellungen sich innerhalb blosser Phänomenalität, das Handeln aber und seine Erfolge innerhalb einer — wenigstens relativen — Realität bewegen. Dieses Wunder, das zunächst auf einen Prästabilismus hinzuweisen scheint, reducirt sich nach der hier vorgetragenen Ansicht eben dahin: dass die Vorstellungen nicht ihrem Inhalte nach, sondern als reale psychische Kräfte die Ausgangspunkte des Handelns sind; dass unter den so entsprungenen Handlungen sich einige der Erhaltung der Gattung günstig, andere ungünstig gezeigt haben; dass diejenigen Vorstellungsweisen, auf Grund deren sich Handlungen der ersteren Art erhoben, durch natürliche Zuchtwahl erhalten, gesteigert, fixirt worden sind; und dass die Inhalte derselben mit dem Prädicat Wahr ausgestattet worden sind; welches Prädicat demnach gar keine selbständige theoretische Qualität der Vorstellungen, sondern eine solche bedeutet, die eine praktisch-förderliche Folge derselben anzeigt.

Diese Theorie ist durchaus nicht gleichbedeutend mit der verwandt erscheinenden: der Einsichtige, am meisten logisch Denkende habe im Kampf ums Dasein einen Vorzug vor seinen Mitbewerbern, diese Eigenschaft werde dadurch zu einem Grunde der natürlichen Auslese und steigere sich so lange, bis sie in möglichster Intensität sich über die ganze Gattung verbreitet habe; die Nützlichkeit des Erkennens sei also der Grund seiner Herrschaft. So richtig diese Ueberlegung auch ist, so ersetzt sie doch, nach zwei Seiten hin, die hier angestellte nicht. Denn zunächst spricht sie die Nützlichkeit des auf das richtige Denken gebauten Handelns als fertige Thatsache aus, während wir hier die Verbindung gerade erst aufsuchen wollten, die zwischen dem wahr genannten Erkennen und der erhöhten Lebenschance bestände. Indem sie die Wahrheit des Erkennens als eine selbständige Qualität seiner, ihrerseits von der Nützlichkeit desselben principiell unabhängig, voraussetzt, bleibt für sie die Schwierigkeit bestehen, wie das nur subjectiv bestimmte Erkennen überhaupt dazu kommt, ein für unsere reale Existenz günstiges Handeln zu begründen. Dies wird erst dann begreiflich, wenn die Nützlichkeit des Handelns als der primäre Factor erscheint, der gewisse Handlungsweisen und mit ihnen die psychologischen Grundlagen ihrer züchtet, welche Grundlagen eben dann in theoretischer Hinsicht als das „wahre“ Erkennen gelten; so dass ursprünglich das Erkennen nicht zuerst wahr und dann nützlich, sondern erst nützlich ist und dann wahr genannt wird. Zweitens: Angenommen, es wäre principiell möglich, eine rein theoretische Erkenntnis, unabhängig von aller Rücksicht auf die Praxis zu gewinnen, deren Aneignung dann erst Sache der letzteren wäre: so bedürfte es jedenfalls eben deshalb noch einer besondern Erfahrung darüber, welche Actionen man nun auf Grund jenes objectiven Weltbildes vorzunehmen habe; zwischen denen, die das theoretisch Richtige vorstellen, muss eine neue Selection von dem Gesichtspunkt aus stattfinden, dass die subjectiven Handlungsinnervationen daraufhin in mehr oder weniger günstiger Weise erfolgen können. Denn wenn auch das ganze Bild der Welt vor mir in absoluter empirischer Richtigkeit ausgebreitet liegt, so ist dadurch über mein eigenes Verhalten, insofern ich Willenswesen bin, noch keineswegs von vornherein entschieden; um so weniger, als die Coordination von

Vorstellung und Willensimpuls, um die es sich hier handelt, sich meistens unbewusst, gattungsmässig, instinctiv vollzieht. Der Selectionsprocess, der den günstigen Handlungsmodus zu fixiren hat, bleibt uns also selbst bei der Annahme einer a priori von der Praxis unabhängigen Wahrheit nicht erspart. Unsere Annahme hingegen beseitigt den Dualismus einer für sich bestehenden Wahrheit und einer für sich bestehenden Erfahrung oder Selection über die praktische Einwirkung auf die erkannte Welt — weil die Erfahrung über die Wirkung des Handelns zugleich die Wahrheit schafft. Schon aus dem bloss methodischen Gesichtspunkt des *Principia praeter necessitatem non sunt augenda* ist deshalb eine Theorie vorzuziehen, für die ein einziger Process genügt, um sowohl die Praxis wie die Erkenntnis zu bestimmen: eben derselbe Act, der gewisse Handlungsmodi fixirt, verleiht notwendigerweise auch ihren psychologisch-intellectuellen Vorbedingungen die Gültigkeit für die Gattung. Ist diese freilich erst festgestellt und hat selbständige Bedeutung gewonnen, dann kann man sagen, dass der besonders mit diesen intellectuellen Qualitäten Ausgestattete die weniger Begünstigten praktisch überwindet und dadurch die Steigerung jener Einsichten, intellectuellen Qualitäten, in der Gattung bewirkt — aber eben nur, weil die Praxis von vornherein darüber entschieden hat, dass gerade diese theoretischen Inhalte die günstigen und erhaltungswürdigen sind. Dass der Handelnde sich jetzt nach der erkannten Wahrheit richtet, und zwar mit gutem Erfolg, wird dadurch verständlich, dass sich ursprünglich die „Wahrheit" nach dem Handeln und seinen Erfolgen gerichtet hat.

Die Schwierigkeit dieser Lehre liegt in demselben Vorurteil, mit dem die Kantische Raumlehre immer zu kämpfen haben wird. Der populären Vorstellung erscheint der Raum als ein ausser uns befindliches Gefäss, in dem unser Ich seine Stelle, neben allen anderen Dingen, hat. Liegt diese Vorstellung einmal zum Grunde, so muss es freilich als eine Paradoxie des Idealismus erscheinen, in dieses Ich alle anderen Dinge und den Raum selbst gleichsam hineinzupacken. Hat man die Seele erst einmal in den Raum hineingesetzt, dann kann man freilich nicht mehr den Raum in die Seele setzen. Erst nachdem man sich von dem vulgären Vorurteil losgemacht hat, dass der Raum eine im absoluten Sinne

ausser uns befindliche objective Gegebenheit ist, wird die Vorstellung, dass er die Form der Anschauung ist, überhaupt denkbar. Ganz entsprechend liegt unser Fall. Stellt man sich die Wahrheit der Dinge, d. h. ihr Sich-Verhalten in den logischen Formen, erst einmal als etwas im absoluten Sinne Objectives vor, das unser Bewusstsein in sich nachzubilden hätte — was ebenso bei idealistischer wie bei realistischer Erkenntnistheorie möglich ist —, dann ist es freilich sehr wunderlich, die psychologische Entstehung dieser Formen aus den bloss subjectiven Bedürfnissen des bewussten Wesens ableiten zu wollen. Wie es dort nicht möglich war, den schlechthin ausser uns befindlichen Raum in das Anschauungsvermögen hinüberwandern zu lassen, so ist es hier nicht angänglich, die schlechthin objective Wahrheit nochmals aus den praktischen Anforderungen des Subjects herauswachsen zu lassen. Wie vielmehr der Anschauungsprocess, seinen immanenten Gesetzen folgend — deren wissenschaftlichen Ausdruck die mathematischen Sätze bilden — dasjenige erst erzeugt, was wir Raum nennen, so erzeugen sich für unser Denken, gemäss dem Nützlichkeitsprincip, gewisse Normen seines Verhaltens, durch welche überhaupt erst das zustande kommt, was wir Wahrheit nennen, und die sich in abstracter Formulirung als die logischen Gesetze darstellen. — Wenn Kant den Dualismus von Vorstellen und Sein dadurch aufhob, dass er auch das Sein als eine Vorstellung begriff, so greift nun die hier vollzogene Vereinheitlichung noch eine Stufe tiefer: der Dualismus zwischen der Welt als Erscheinung, wie sie logisch-theoretisch für uns existirt, und der Welt als derjenigen Realität, die auf unser praktisches Handeln antwortet, wird dadurch aufgehoben, dass auch die Denkformen, die die Welt als Vorstellung erzeugen, von den praktischen Wirkungen und Gegenwirkungen bestimmt werden, die unsere geistige Constitution, nicht anders wie unsere körperliche, nach evolutionistischen Notwendigkeiten formen. Und wenn man, im Anschluss an seinen eigenen Ausdruck, Kants Lehre in den Satz zusammenfassen kann, die M ö g l i c h k e i t des Erkennens erzeuge zugleich für uns die Gegenstände des Erkennens — so bedeutet die hier vorgeschlagene Theorie: die N ü t z l i c h k e i t des Erkennens erzeugt zugleich für uns die Gegenstände des Erkennens.